

Gratis=Beilage zur Thorner Zeitung.

Verlag von Ernst Lambeck in Thorn.

Ein Kartenhaus.

Deutsch von P. Olliverio

(Fortsetzung)

Wovon er im Dunkeln nur träumen mußte, daß er so aufschrie," dachte das Mädchen, und als sie wieder in des Barons Zimmer trat, betrachtete sie mit einiger Neugier das fein geschnittene Profil des jungen Mannes im Armstuhl. Doch seine Züge gaben ihr keine Aufklärung.

Er erbrach das Siegel des kleinen Billetes, welches er in der Hand hielt. Das rot und goldene Monogramm auf dem Schreiben war ihm nicht fremd, auch die zierliche Hand des Letzteren nicht.

Das Billet kam von Dorothea Schuch und war — wie sie sagte — auf ihres Vaters Wunsch geschrieben, um Werner zu bitten, Weihnachten in Elisensruhe zu verleben.

Werner schrieb umgehend zurück, daß er die Einladung annähme und am heiligen Abend mit dem Mittagszug eintreffen würde. — Zwei Tage darauf reiste er ab.

* * *

In einem reizenden mit Pelz verbrämten Kostüm, einem allerliebsten Hut mit wallender Feder, fuhr Dorothea Schuch nach dem Bahnhof, um Werner zu empfangen. Es war ein klarer, kalter Tag. Dorothea hatte noch zehn Minuten zu warten, so fuhr sie mit ihren kleinen Pferden vor dem Bahnhof auf und ab. Ihre Wangen färbten sich rot, als ein greller Pfiff die Ankunft des Zuges verkündete und aufgeregt trommelte ihr kleiner Fuß auf der weichen Matte des Wagens. An ihrem Herzen verborgen lag Werners Billet, welches sie tags zuvor erhalten hatte. Wohl hundertmal hatte sie das Papier mit den großen, festen Schriftzügen hervorgelangt und gelesen und mit den Blicken verschlungen, wie ein Geizhals sein Gold. Wohl hundertmal hatte sie die Lippen auf das schnell dahingeschriebene „Werner von Roßlingen" am Schluß des Briefes gedrückt.

Jetzt stand der Zug. Verschiedene Passagiere stiegen aus, unter ihnen auch ein stattlicher Herr mit braunem Haar, in einen Mantel gehüllt, der am Hals und an den Händen bis zum Ellbogen hinauf mit Pelz besetzt war. In Dorotheas Wangen wechselte die Farbe mit jedem Moment. Hastig streckte sie Werner die Hand zum Gruß entgegen. Er erwiderte ihre freundlichen Worte in der ernsten, ruhigen Weise, die ihm eigen geworden war und nahm an der Seite des jungen Mädchens Platz. Dorothea zog die Zügel an und die kleinen Pferdchen trabten unter dem lustigen Geläute ihrer Schellen über den festgefrorenen Boden. Eine kleine Weile schwiegen beide. Hin und wieder streifte Dorothea ihren Begleiter mit einem Seitenblick und sah voll Mitleid, wie verändert er war. Das einst so heitere, glückliche Gesicht sah jetzt bleich und ernst aus, um seinen Mund lagerte ein entschlossener Zug und in den Tiefen seiner schönen Augen ruhte eine unerschütterliche Festigkeit.



Unverhoffte Jagdbeute. (Mit Text.)

„Werner," begann Dorothea endlich, als die Pferde am Fuß einer Anhöhe ihren schnellen Lauf verminderten, „ich habe Ihnen etwas zu gestehen. Papa hatte nichts mit dem Brief zu thun, welchen ich Ihnen schrieb. Er wußte gar nichts davon, daß ich Sie bat, nach „Elisensruhe" zu kommen."

„Nicht?" entgegnete Werner gleichgültig. „Ist es nicht einerlei, ob Sie mich luden oder er?"

„Allerdings ist es einerlei. Aber ich schrieb Ihnen, daß ich es auf Papas Wunsch thäte, während er zu der Zeit noch gar nichts davon wußte. Und nun wollte ich, daß Sie die Wahrheit wissen. Ich lud Sie ein, Werner."

„Warum schrieben Sie dann, es geschähe auf seinen Wunsch?" fragte Werner, sie einigermaßen überrascht ansehend.

„Ich wollte Sie nicht in meinem eigenen Namen einladen," gab sie mit einer Mischung von Scham und Offenheit zurück. „Und — und Werner, ich wollte doch so gern, daß Sie kamen."

Etwas in ihrem Wesen oder ihren Worten — er wußte nicht, worin es lag — ließ ihn noch verwunderter dreinschauen.

„Wirklich, Dorothea? Das freut mich. Es ist ein wohlthuendes Gefühl, wenn man weiß, daß sich jemand nach einem sehnt," antwortete er mit mattem Lächeln.

„Ich hatte einen ganz besonderen Grund für den Wunsch, Sie zu sehen. Werner" — hier dämpfte sie

ihre Stimme fast zum Flüstern herab — „ich habe Ihnen etwas sehr Wichtiges mitzuteilen.“

„Mir mitzuteilen?“ Er sah ihr überrascht in die erregten Züge.

„Ja; doch nicht jetzt. Ich — ich werde es Ihnen nach Tische sagen. Ich fühle, daß ich es Ihnen sagen muß. Tage und Tage habe ich darüber nachgesonnen; des Nachts konnte ich über den Gedanken nicht schlafen. Ach Werner, ich habe mich so geängstigt, weil ich nicht wußte, was ich thun sollte. Endlich aber beschloß ich, es Ihnen zu sagen. Ich wußte, daß ich keine Ruhe finden würde, bis ich es gethan, und da ich nicht zu Ihnen kommen konnte, so suchte ich nach einem Mittel, Sie zu mir zu bringen. Da kam mir die Idee, Sie zu bitten, Weihnachten bei uns zu verleben. Als ich es Papa, nachdem der Brief abgegangen war, sagte, freute er sich, wie ich erwartet hatte.

„Kleiner Ränkeschmied!“ lächelte Werner. „Ich gestehe, Sie haben mich außerordentlich neugierig gemacht auf Ihre wichtige Mitteilung,“ fügte er mit dem Versuch, einen scherzenden Ton anzuschlagen, hinzu.

Sie fuhren eben durch das Parkthor, als es Werner einfiel, daß er sich noch nicht nach Frau Willhoff erkundigt hatte, und so wendete er sich mit der Frage an seine Begleiterin: „Wie geht es, Frau Willhoff? Ist sie noch bei Ihnen?“

„Ja, und es geht ihr gut,“ antwortete Dorothea, jedoch mit einem Ausdruck, der Werner abermals befremdete.

Der Pfarrer kam seinem jungen Gast bis an den Wagen entgegen. „Die Fahrt hat Dir rote Backen gemalt, Kleine,“ lachte er mit einem Blick in das Gesicht seiner Tochter, nachdem er den Baron begrüßt hatte.

Dorothea lief lachend die Treppe hinauf, während Werner mit dem Pfarrer in dessen Studierzimmer trat und des alten Herrn Fragen über den Fortschritt seiner Angelegenheit beantwortete.

„Werner,“ bemerkte der Pfarrer im Laufe der Unterhaltung, „ich habe meiner Tochter von der Sache erzählt. Vielleicht war es unrecht, daß ich es that, aber eine unbedachte Bemerkung von mir verriet das Geheimnis zum Teil, und da hielt ich es für das beste, sie in die ganze Geschichte einzuweihen.“

„Es braucht kein Geheimnis zu sein. Früher oder später muß es doch die ganze Welt erfahren,“ gab Werner in leisem Ton zurück. „Gebe der Himmel, daß es bald sein mag!“ fügte er mit einem Seufzer hinzu, und der Pfarrer verstand diesen Wunsch.

Beim Gabelfrühstück wurde Werner von Frau Willhoff begrüßt, und nach demselben begleitete er die beiden Damen nach der Dorfschule, wo Dorothea an die Armen von ihres Vaters Gemeinde warme Kleidungsstücke, Spielzeug und Eßwaren verteilte.

Werner stand etwas abseits und betrachtete die Gruppe, in welcher die Pfarrerstochter den Mittelpunkt bildete, und unwillkürlich mußte er sich sagen, was für ein reizendes Bild das Mädchen bot in ihrem eleganten, dunkeln Kleid und mit dem Ausdruck stillen Glückes auf dem schönen, sanften Antlitz, während sie den dankbaren Worten der Umstehenden lauschte. Da trat der Hilfsgeistliche Paul Sander zu ihm.

Die beiden Herrn schüttelten sich die Hände und tauschten ein paar Worte miteinander aus, worauf Paul zu Dorothea ging und ihr seine Hilfe bei der Verteilung der Geschenke anbot. Der junge Mann hatte ein herzliches Wort und ein freundliches Lächeln.

Als Werner an das Katheder gelehnt die beiden beobachtete — Paul Sander und Dorothea Schuch — da kam ihm plötzlich ein Gedanke. Was denselben veranlaßt hatte, wußte er selbst nicht. Vielleicht war es ein vorübergehender Ausdruck auf Pauls schönem, dunklen Gesicht gewesen, welcher zuerst den Argwohn in Werners Brust erweckte; genug, der Gedanke kam ihm dort und er konnte denselben nicht wieder los werden.

Das Mittagessen war vorüber, und wie gewöhnlich setzte sich auch heute der Pfarrer und Frau Willhoff zu einer Partie Schach in das Wohnzimmer. Werner war an den Flügel gegangen und fantasierte über Beethoven'sche Themen, als Dorothea zu ihm trat, so dicht, daß der Duft ihres Haares ihn streifte, und ihm hastig zuflüsterte: „Folgen Sie mir in das Bibliothekzimmer.“

Er gehorchte.

Im Kamin brannte ein helles Feuer. Dorothea stand davor, als Werner sich ihr näherte und seine Hände leicht auf ihre Schultern legte.

„Da bin ich,“ sagte er lächelnd.

Sie schaute auf und ein flüchtiges Rot färbte ihre Stirn.

„Setzen wir uns, ich habe Ihnen viel zu sagen,“ bemerkte sie hastig, denn das Stehen fiel ihr in ihrer Aufregung schwer.

Werner rückte ihr einen Stuhl heran und ließ sich ihr gegenüber nieder.

„Werner,“ hob sie ruhig an, „ich weiß alles. Papa hat es mir gesagt.“

„Ja,“ entgegnete er kurz, und die Wolke, welche für einen Moment von seiner Stirn gewichen war, legte sich wieder über dieselbe.

Dorothea kam ohne weitere Vorrede auf den Punkt, welcher ihr ganzes Denken beschäftigte.

„Es ist über das Gehörte, wovon ich mit Ihnen reden möchte. Als ich vor acht Tagen von dem Besuch bei meiner Tante in Quellwitz zurückkehrte, brachte es der Zufall mit sich, daß mir Papa die Geschichte Holm von Gunslachs erzählte, und wie Sie jetzt bemüht sind, alles ans Licht zu bringen. Ich hatte den Namen Holm von Gunslach früher schon gehört, auch von seiner unglücklichen Verheiratung mit Annemarie Hagenbeck; aber weder ich noch die Person, welche mir die Geschichte erzählte, wußte, von wem Sie Ihr Besitztum geerbt hatten, bis Papa es mir sagte.“

„Wer erzählte Ihnen von Holm von Gunslachs Heirat?“

„Frau Willhoff. Vor vielen Jahren kannte sie Gunslachs Gemahlin, Annemarie. Sie war bei ihr, als sie starb, und ihr erster Bräutigam — ein edler Mann, dem sie grausames Unrecht gethan hatte — kam, um von der Unglücklichen Abschied zu nehmen. Ihm übergab sie ihr Kind und er gelobte ihr, es zu lieben und zu halten, als wäre es sein eigen, denn — denn“ — hier zitterten ihre Lippen — „er hatte sie so innig geliebt. Frau Willhoff wird Ihnen alles erzählen, was sie über Annemarie Gunslach weiß. Es ist seltsam, daß sie es mir mitteilte, und seltsamer noch der Zufall, welcher sie dazu veranlaßte. Wir — Frau Willhoff und ich — gingen im Herbst eines Tages am Strand spazieren, als wir einem Mann begegneten, in welchem Frau Willhoff denselben wieder erkannte, welcher mit ihr an Annemariens Sterbebett gestanden hatte. Auch er erkannte sie. Ich wußte, daß er zu meines Vaters Gemeinde gehörte, war aber ein wenig überrascht, als Frau Willhoff sich mit ihm in eine Unterhaltung einließ. Später erklärte sie mir, wie sie mit dem Mann bekannt geworden war. Ach Werner,“ fuhr sie in bewegtem Tone fort, „das alles erscheint so wunderbar, so unmöglich, so ganz wie ein Traum. Zu denken, daß ich erwählt bin, auf ein so dunkles Geheimnis Licht zu werfen — zu denken, daß das, was Sie suchen, Ihnen aus meinen Händen kommen soll, und daß mir das von Ihnen Gesuchte so ungesucht in den Schoß fiel.“

Er beugte sich ein wenig nach vorn, um ihr Gesicht deutlicher sehen zu können. Der Schein des Feuers beleuchtete ein heißes, erregtes Antlitz.

„Dorothea, wie soll ich Ihre Worte verstehen?“ stieß er heiser hervor. „Meinen Sie, daß Sie mir das, was ich mit unermüdlicher Geduld suche, geben können?“

„Ich kann Ihnen sagen, wer Ihres Vetters Kind ist, Werner,“ antwortete sie, ihm in die Augen blickend.

Er sprang auf und ergriff ihre Hände. Er war wie ein Rasender.

„Wenn Sie es wissen, sagen Sie es!“ rief er.

„Werner, lieber Werner, bleiben Sie ruhig. Ich wage nicht, es Ihnen zu sagen, so lange Sie so aussehen. O, könnte ich Sie doch vorbereiten! Werner, sie ist Ihnen keine Fremde, auch mir nicht.“

„Sie! Ist es ein Mädchen?“ kam es langsam von seinen Lippen.

„Wissen Sie das nicht einmal?“ rief Dorothea nun ihrerseits überrascht.

„Ich weiß gar nichts. Meine Nachforschungen sind bisher gänzlich erfolglos gewesen. Sagen Sie es mir, wenn Sie es wissen,“ flehte er in leidenschaftlichem Ton; „sagen Sie mir, wo ich Holm von Gunslachs Kind finde.“

„Holm von Gunslachs Kind ist Hester Korneck!“

24.

Baron Werner von Roßlingen saß in seinem Zimmer auf „Elisensruhe“. Vor ihm auf dem Tisch lag ein offenes Buch, dessen dichtbeschriebene Blätter vom Alter gelb geworden waren. Auf dem Titelblatt stand in fester, deutlicher Schrift: „Johanna Willhoffs Tagebuch — begonnen an ihrem Hochzeitstag.“ Die ersten Seiten überschlug der Baron, an den späteren aber fanden sich hier und da Bleistiftstriche neuesten Datums, und diesen Blättern schenkte er seine Aufmerksamkeit. Das erste, welches er las, war vor achtzehn Jahren geschrieben und lautete:

„Den 14. April 18.. Nun ich mich wieder ganz wohl und kräftig fühle, glaube ich, meine Pflichten wieder übernehmen und Georg in seinem Wirken unter seinen Leuten nach Kräften helfen zu können. Meine Mutter sagte stets, eines Pfarrers Frau müsse vor allen anderen Frauen ihrem Mann eine Gehilfin zu sein suchen. Sie war es meinem Vater und als ich Georg heiratete, gelobte ich mir, ihm zu sein, was meine Mutter meinem Vater war. Ich denke auch, ich half ihm ein wenig, bevor unser Kleiner starb und ich so krank wurde, daß ich, als ich das Bett wieder verlassen durfte, so schwach und hilflos war, daß ich nichts weiter thun konnte, als am Fenster sitzen und meinen Gedanken über den Verlust meines Kindes nachhängen, welches Gott so schnell wieder zu sich genommen hatte. Doch nun fühle ich mich wieder ganz kräftig, Georgs wegen freue ich mich doppelt darüber.

„Den 21. April. Gestern hörte ich etwas sehr Trauriges. Mein Mann kam später nach Hause als gewöhnlich und auch abgespannter. Es ist natürlich, wenn er nach seinem Tagewerk ermüdet ist, denn unsere Gemeinde, wie die meisten in der großen Residenz, ist eine sehr zahlreiche, worunter sich auch viele Arme und Kranke befinden. Aber ich sah an dem Ernst in seinem lieben Gesicht, daß ihn etwas tief bewegt hatte. Er erzählte mir, daß er heute das Traurigste von Armut und Krankheit gesehen, was ihm jemals vorgekommen war. Eine Frau aus seiner Gemeinde, eine Näherin, hatte ihn gebeten, einer Unglücklichen zu helfen, die in demselben Hause, in welchem sie wohnte, in einer elenden Dachkammer auf dem Tode läge. Sie führte Georg zu der Unglücklichen. Er sagte mir, er würde die Scene nie wieder vergessen können, auf welche sein Auge fiel, als er die Schwelle des elenden Gemaches überschritt. Aus allem starrte ihm die bitterste Armut entgegen. Das schöne, junge Geschöpf war dem Tode näher als dem Leben und litt dabei den grausamsten Mangel. Sie hatte ein wenige Monate altes

Kind, und das Geringe, was sie durch die Nadel verdiente, gab sie für die Kleine hin, während sie selbst buchstäblich Hunger litt. Sie antwortete Georg auf seine Frage, daß sie nicht imstande wäre, für sie beide genug zu verdienen, und ihr Kind könnte sie doch nicht hungern und frieren lassen. Meinem Mann standen die hellen Thränen in den Augen, als er es mir erzählte.

„Ich nehme ein ganz unerklärliches Interesse an der unglücklichen, jungen Mutter, die ich doch noch niemals gesehen habe. Ich bat Georg, mich mitzunehmen, wenn er wieder zu ihr geht. Vielleicht kann ich sie trösten. Sie heißt Annemarie Hagenbeck.

„Den 7. Mai. Ich war heute bei Annemarie Hagenbeck. Mein Heim ist mir nie so schön, so luxuriös vorgekommen, als an diesem Abend, als ich aus der elenden Dachkammer kam, wo eine Frau, noch nicht so alt wie ich, den Rest eines vernichteten Lebens dahinschleppt. Ja, eines vernichteten Lebens! Denn weder Krankheit noch Armut haben auf die einst schöne Stirn den Ausdruck namenlosen Kummers geprägt und die unvertilgbaren Spuren des Elends in die großen Augen Annemarie Hagenbecks gelegt. Eine Frau erkennt bald die Zeichen eines gebrochenen Herzens in den Zügen einer anderen, und mir blutete das Herz, als meine Augen auf das Wrack dieses schönen, jungen Lebens fielen. Wessen Hand mag diese Zerstörung herbeigeführt haben? Werde ich je das Geheimnis dieses kurzen Daseins erfahren? Wie gern wüßte ich es, und wäre es nur, um sie trösten zu können.

„Den 12. Mai. Heute war ich wieder bei Annemarie Hagenbeck. Die Stunde, welche ich mit ihr verbringe, ist mir stets die schönste des Tages. Woher kommt das? Kommt es daher, weil ich das Bewußtsein habe, daß meine Gegenwart einen schwachen Sonnenstrahl auf den dunkeln Pfad eines meiner Mitmenschen wirft? Oder hat sich die Sterbende mein Herz erobert? Ich glaube eher das letztere, denn Annemarie und ich sind jetzt vortreffliche Freundinnen. Wer könnte auch anders, als ein so sanftes, reizendes Geschöpf lieb haben? Sie spricht wenig. Sie sieht mich nur, wenn ich ihr oder ihrem Kinde irgend eine Freundlichkeit erwiesen habe, in einer Weise an, die mich tief rührt; ihre wunderbaren Augen, obgleich voller Verzweiflung, sind doch beredter als Worte es sein können.

„Den 20. Mai. Ich habe Annemarie Hagenbecks Geschichte erfahren. Sie, die ihre letzten Tage auf dieser Welt in einer elenden Dachkammer verbringt, wurde zwischen den grünen Wiesen und sonnigen Weiden der Grafschaft X. geboren und großgezogen. Sie erzählte mir, ihr Vater sei in dem kleinen Dorf Lindenheim Huffschmied gewesen. Sie war sein einziges Kind, das er von ganzem Herzen liebte. Mit ihres Vaters Einwilligung hatte sie einem braven Menschen, einem Seemann, ihre Hand versprochen; in einer bösen Stunde aber lernte sie einen feinen Herrn kennen, in den sie sich verliebte. Um seinetwillen verließ sie das Vaterhaus und betrog sie ihren Verlobten. Holm von Gunslach — so hieß ihr Verführer — brachte sie in die Residenz und heiratete sie; aber sie, ein unerfahrenes Landmädchen, wußte weder wo die Kirche stand, noch wie sie hieß, in der sie getraut wurden.

„In den ersten Monaten ihrer Ehe verwirklichten sich alle die herrlichen Träume, die ihr thörichtes Herz beseelt hatten. Doch Holm von Gunslach mußte ihrer bald überdrüssig geworden sein, und als sie ihm eines Tages vorwarf, seine Liebe zu ihr sei nicht mehr die alte, da erkärte er ihr, sie sei nicht seine Frau, denn er sei schon lange mit einer Dame aus seinen Kreisen verheiratet und diese sei noch am Leben. Ja, er war so schlecht, so grausam, daß er ihres Jammers und ihrer Verzweiflung noch spotten konnte. Von ihren Gefühlen gedrängt, verließ sie ihn heimlich und fand in der öden Dachkammer, wo wir sie kennen lernten, eine Zufluchtsstätte. Vielleicht hat der Verräter sie gesucht, wahrscheinlicher aber, daß er es nicht that. Vor der Geburt ihres Kindes und auch kurze Zeit noch nachher ernährte sich Annemarie durch Handarbeit; doch dann war ihre Gesundheit zu sehr untergraben. Mit Riesenschritten naht ihr der Tod, und sie, die kaum erst zu leben angefangen hat, begrüßt ihn als einen erlösenden Freund.

„Den 29. Mai. Eins befremdet mich. Warum will Annemarie durchaus nicht erlauben, daß Georg den Mann, welcher so schändlich an ihr gehandelt hat, aufzufinden sucht, damit er wenigstens einigermaßen wieder gut machen kann, was er verbrochen hat? Sie weist voll Entsetzen einen jeden solchen Vorschlag zurück.

„Georg meint, er halte die Geschichte von einer früheren Heirat für Lüge — ein Mittel, die Frau loszuwerden, deren der schlechte Mensch überdrüssig geworden. Jedenfalls muß es Holm von Gunslach sehr leicht gefunden haben, ein so einfaches, unschuldiges Ding, wie Annemarie Hagenbeck, zu betrügen. Ob Georgs Vermutung begründet ist oder nicht, das läßt sich nicht sagen.

„Den 3. Juni. Annemarie Hagenbecks Ende rückt nahe. Mit jedem Tage wird sie schwächer. Sie steht am Rande des Grabes und ihr Fuß schreckt nicht vor demselben zurück. Es erscheint mir so seltsam, daß ein so junges Geschöpf ohne jegliches Bedauern diese schöne Welt verläßt.

„Den 9. Juni. Heute bat mich Annemarie Hagenbeck, einen Brief für sie zu schreiben. Er war an ihren einstigen Verlobten gerichtet und enthielt die Bitte, er solle ihr Kind zu sich nehmen. Ich sagte ihr vor einiger Zeit, daß ich der Kleinen Mutter sein wolle, doch obgleich sie meinen Vorschlag voll Dankbarkeit anhörte, beharrt sie doch darauf, das Kind als heiliges Vermächtnis ihm zu hinterlassen, dem sie so grausames Unrecht zugefügt hatte.

„Ich schrieb den Brief. Der Name des Mannes, an den ich ihn adressieren mußte, ist Stefan Korneck.

„Den 16. Juni. Annemarie Hagenbeck ist tot. Ich vermag es jetzt ruhig niederzuschreiben, obgleich es mir ist, als ob eine teure Schwester von mir genommen wäre. Ich hatte sie sehr lieb. Sie besaß eine ganz wunderbare Gabe, sich alle Herzen zu gewinnen, und dasjenige, welches sie hätte am höchsten schätzen sollen, warf sie achtlos beiseite. An dem letzten Tage ihres Lebens kam Stefan Korneck. Ich werde nie den Ausdruck seiner Züge vergessen, mit dem er die Schwelle des Zimmers überschritt, in welchem die Sterbende lag, noch das glückliche Aufleuchten in den Augen der letzteren, als sie ihn erblickte. In der folgenden Nacht, das Haupt an seiner Brust gebettet, starb sie. Er ist ein edler, hochherziger Mann. Man braucht ihm nur in die ruhigen, festen Züge zu sehen, um das zu wissen. Er vergab Annemarien alles — daß sie ihn betrogen, sein Leben vergiftet hatte. Mit dem letzten Atemzuge übergab sie ihm ihr Kind. Er nahm es als ein heiliges Vermächtnis — ein Vermächtnis, das er treu bewahren wird, wenn ich ihn recht beurteilt habe.

„Annemarie Hagenbeck liegt auf dem nächsten Gottesacker begraben. Mein Georg sprach die letzten Segensworte über sie und Stefan Korneck folgte ihr an das einsame Grab. Ja, es ist einsam, trotzdem es inmitten so vieler anderer liegt. Arme, arme Annemarie, endlich hat Dein blutendes Herz Ruhe gefunden!

„Stefan Korneck ist fort und hat Annemariens kleines Mädchen mit sich genommen. Ich küßte das zarte Gesichtchen des Kindes und hüllte die kleine Gestalt in einen wollenen Mantel, den ich für mein Söhnchen gestrickt hatte, der ihn niemals tragen sollte; und ich weiß, daß Annemariens verwaistes Kind in der treuen, schützenden Liebe Stefan Kornecks eine Heimat finden wird."

Werner schloß das Tagebuch. Er hatte gefunden, was er suchte — jetzt war ihm alles klar. Das verworrene Knäuel von Zweifel und Geheimnis war gelöst — alles Verborgene lag offen zu Tage. Da war nichts Verwickeltes, nichts Zweifelhaftes, nichts Unerwiesenes in der Geschichte — alles war klar. Ein seltsames Spiel des Schicksals hatte ihm die Frau in den Weg geführt, welche Holm von Gunslachs Frau den letzten Atemzug thun sah. Sie hatte in dem Kapitän Korneck den Verlobten der unglücklichen Annemarie von Gunslach, in dessen Arme sie Gunslachs Tochter gelegt, wieder erkannt.

Die Beweise von der Vermählung seines Vetters mit Annemarie Hagenbeck lagen in seiner Hand. Sein Ziel war erreicht. Holms Kind war gefunden und dieses Kind war — Hester Korneck.

25.

Er war kein Romanheld, der sorgenvolle Mann, dessen Leben in drei kurzen Monaten so trostlos geworden — der in den schönsten Jugendtagen seines Reichtums, seiner Liebe, seines Glückes beraubt worden war und ohne Hoffnung, ohne Wunsch in die öde Zukunft blickte. Er hatte schwer gefehlt und seine Sünde mußte ihn gespensterbleich verfolgen, so lange er lebte. — So bitter die Aufgabe auch war, hatte er doch den festen Entschluß gefaßt, dem Kapitän Korneck alles über Holm von Gunslachs Verheiratung und den Betrug der Baronin Melanie mitzuteilen.

Ob der alte Seemann durch Hester erfahren hatte, was zwischen ihm selbst und ihr vorgegangen war, das wußte Werner nicht. Es machte das indessen keinen Unterschied. Er mußte Korneck, der sich noch in Mönchsbucht befand, sehen.

Am nächsten Morgen suchte er ihn auf und auf dem Weg nach Mönchsbucht rief ihm jeder Schritt den entschwundenen Sommer zurück. Hier war der schmale Pfad, den er so oft gekreuzt hatte — hier die Esche, von wo aus er die erste Spur des Meeres sehen konnte. Wie oft war er diesen Weg gegangen in der Dämmerung milder Junitage, an der Seite der Geliebten, und die leichte Brise hatte ihm ihr ungefesseltes Haar in das Gesicht geweht, und er hatte es gefangen und in seliger Freude geküßt.

O, wonnige Tage, die nun für immer entschwunden! Jetzt war alles anders. Der Sommer war dahin und Winter war es auf der Erde wie in seinem Herzen.

* * *

Dorothea Schuch saß allein in ihrem Wohnzimmer. Auf dem Tisch stand das Kaffeegeschirr, feines Porzellan und Silber, auf dem sich der Schein des Kaminfeuers spiegelte. Dorothea sah in ihrem einfachen Kleid allerliebst aus, aber auch recht traurig, denn ihre Gedanken waren an jenem Winterabend nicht so heiter, wie man es von ihrer Jugend erwartet haben sollte.

Der Eintritt des Barons riß sie aus ihrem Sinnen. Werners Züge waren auffallend ruhig.

„Wollen Sie eine Tasse Kaffee trinken?"

„Ja, ich bitte."

Sie reichte ihm eine solche.

„Haben Sie den Kapitän Korneck gesehen?"

„Ja," antwortete er sinnend.

(Fortsetzung folgt.)

Einst und Jetzt.

Novelle von Albert Stutzer.

1.

(Nachdruck verboten.)

Ich verlange zu wissen, ob sich noch mehrere dieser kostbaren Episteln in Deinem Besitze befinden?"

Diese Frage stellte mit strenger Miene ein Herr in mittleren Jahren an ein vor ihm sitzendes junges Mädchen, welches statt aller Antwort jetzt ihr reizendes, von langen braunen Haaren umrahmtes Köpfchen senkte, ihr Taschentuch vor die Augen hielt und in Thränen ausbrach.

„Bringe mir die Briefe sofort, Klara!" fuhr der Vater fort, welcher nicht unrichtig des Mädchens Schweigen als Bejahung auf seine Frage deutete.

Klara erhob sich schluchzend und zitternd, um dem Befehle zu gehorchen.

Der Anblick des weinenden Mädchens veranlaßte indessen Frau Richter, sich ihrem Manne zu nähern; indem sie eine Hand sanft auf seine Schulter legte, sagte sie mit schmeichelnder Stimme:

„Bitte, Heinrich, sei nicht so hart gegen sie, er ist ein sehr gebildeter, achtbarer junger Mann, ich habe mich davon mit aller Sicherheit überzeugt; auch stammt er aus einer guten Familie, und da wir den Fehler begingen, die beiden so oft unbeachtet allein zu lassen, so ist es schließlich ebensogut unsere, als ihre Schuld, daß es so gekommen."

„Du billigst vielleicht diese ganze Sache, wie?" fragte Herr Richter sarkastisch.

„Ich — nein — das heißt — ich wollte —" murmelte die kleine Frau furchtsam, „o dieser unglückselige Musikunterricht...!"

„Ja, dieser unglückselige Musikunterricht!" rief ihr Gatte; „Du hast wohl Ursache, dies jetzt zu sagen, besonders wenn Du erwägst, daß durch ein wenig Aufmerksamkeit Deinerseits diese ganze Fatalität hätte vermieden werden können. Jedenfalls ist die Dreistigkeit dieses hergelaufenen Musiklehrers unter keinen Umständen zu entschuldigen!"

Dabei zerknitterte er das parfümierte Billet, welches er in der Hand hielt, zwischen den Fingern, als wolle er an ihm seine Wut auslassen.

Seine Miene verfinsterte sich noch mehr, als die folgsame Klara jetzt mehrere kleine weiße, mit blauem Band umwundene Briefe vor ihn legte; er betrachtete sie, ohne die Aufschrift zu lesen, nur flüchtig einen Augenblick und reichte sie dann mit einer verächtlichen Gebärde seiner Frau.

„Verwahre sie bis heute Abend, dann will ich sie lesen," sagte er; „von jetzt an darf Klara unter keinem Vorwande den Herrn, der unser Vertrauen so schnöde mißbraucht hat, wiedersehen."

„O, lieber Papa!" rief das Mädchen, sich dem Vater nähernd und bittend die Hände erhebend, „teuerster Papa, bitte, sage nicht, daß ich ihn nicht wieder sehen soll — ich könnte es nicht ertragen! Ich weiß wohl, daß er arm ist und ein Künstler, weshalb Du ihn so sehr zu verachten scheinst; doch ist er ein gebildeter Mann und ich — ich habe ihn so sehr gern!" schloß sie mit hohem Erröten.

„Ich will nichts mehr von dieser Thorheit hören," versetzte Herr Richter, indem er aufstand. „Der Bursche ist natürlich schlau genug gewesen, Dich glauben zu machen, daß er — was ich mir erlaube, sehr stark zu bezweifeln — das Muster eines Mannes sei. Jedenfalls wirst Du Dich der Entscheidung Deiner Eltern fügen, die am besten wissen, was zu Deinem wahren Glücke beiträgt. — Ein Musiklehrer ist keine Partie für meine Tochter!"

Und nachdem der Vater sich so energisch erklärt, zog er hastig seinen Ueberrock an, setzte den Hut auf und begab sich nach dem großen, dem Handelsgotte geweihten Tempel der guten Stadt Hamburg: der Börse.

Sobald er das Zimmer verlassen, warf sich Klara in die Arme ihrer Mutter. „Hilf mir!" stöhnte sie, „Du bist ja immer so gut gegen mich — o nur dieses eine Mal noch steh' mir bei und laß mich nicht ganz unglücklich werden."

„Obgleich Papa in Deiner Liebe ein Unrecht sieht, mein Kind," erwiderte Frau Richter, das glänzende Haar ihrer Tochter streichelnd, „so habe ich doch nur das daran zu tadeln, daß Du auch vor mir sie verheimlicht hast."

„Wenn Du es nur wüßtest, liebe Mutter, was ich selbst darunter gelitten habe..."

„Ich will es glauben und Dir verzeihen, denn ich weiß, wie grillenhaft das Herz in Deinen Jahren ist! — Bemühe Dich jetzt nur, Papa umzustimmen, ihn für Dich zu gewinnen..."

„Ach sag' mir nur, wie?" fiel Klara lebhaft ein. „Sobald er die Briefe gelesen, giebt es, ich befürchte es nur zu sehr, keine Hoffnung mehr für mich. Rudolf schreibt so romantisch — und, wie Du weißt, haßt Papa alles Romantische."

„Nun," lächelte die Mutter, „jetzt wohl — aber ehemals?.... Unter uns gesagt: es gab eine Zeit, in der er selbst sehr romantisch war. Er, der jetzt so prosaisch und nüchtern scheint, konnte Briefe schreiben, die hochromantisch und poetisch waren, so poetisch — ich habe sie aufbewahrt!"



Kindliche Kunst. Nach dem Gemälde von G. v. Bergen.



Das Nagoldthal im württembergischen Schwarzwald. (Mit Text.)

1) Mühle in Teinach. 2) Brunnen in Nagold mit Blick auf Hohennagold. 8) Wildberg. 4) Liebenzell. 5) Brücke in Calw. 6) Kolbachthal. 7) Ruine Hirsau. 8) Kentheim, älteste Kirche Württembergs. 9) Ruine Hirsau.

„Ach, liebe Mutter, was nützt uns das — wenn Du mir nur helfen könntest!" jammerte das Mädchen.

Die gute Frau gab sich alle mögliche Mühe, Klara zu trösten, und als ihr dies auch einigermaßen gelungen, begab sie sich auf ihr Zimmer, um Rudolfs Briefe in ihren Schreibtisch zu verschließen. Als sie ein Seitenfach aufzog, bemerkte sie in demselben ein kleines, mit einem roten Seidenband umschlungenes Bündel, welches sie mit einem Lächeln herausnahm. Es waren von einer Manneshand geschriebene und ebenfalls an eine Klara gerichtete Zeilen, an eine vor zwanzig Jahren ebenfalls jung gewesene und in Liebe erglühende Klara, und als Frau Richter dieselben entfaltete und las, fiel ihr die außerordentliche Gleichheit auf, die alle Liebesbriefe im allgemeinen und besonderen miteinander haben.

Wie helfe ich nur dem armen Kinde? dachte sie. Wenn Armut die einzige Klippe sein sollte, die Rudolf von Klara trennt, so hätte Heinrich ja auch mich nie zum Altar führen können! Und sie blickte einige Zeit sinnend vor sich nieder. — Plötzlich durchzuckte eine seltsame Idee ihr Gehirn. Durfte sie indessen, fragte sie sich, ihrem Manne in diesem Falle wirklich entgegentreten? — Ach sie war ja überzeugt, es gelte das Glück ihrer Tochter, und darauf hin durfte sie alles wagen. Sie schien einen gefährlichen Entschluß gefaßt zu haben, denn als sie das Zimmer verließ und etwas in ihrer Tasche raschelte, hätte man einen fast schuldbewußten und erschrockenen Blick in ihren Augen gewahren können.

2.

Die Zeit des Abendessens kam heran und mit ihr der reiche Hamburger Handelsherr, der noch erzürnter und entschlossener als am Morgen schien, und während des Mahles nicht ein einziges Wort sprach. Nach dem Essen forderte er seine Frau und Tochter auf, ihm in das Wohnzimmer zu folgen. Die beiden Damen thaten dies mit der Miene armer Sünder, deren letzte Stunde geschlagen hat.

Herr Richter setzte sich langsam in seinen großen Lehnsessel, betrachtete stirnrunzelnd die zitternden weiblichen Wesen und sagte dann äußerst feierlich zu seiner Gattin: „Und jetzt übergieb mir die Briefe!"

Frau Richter steckte die Hand in die Tasche, zog solche jedoch im nächsten Moment schnell wieder zurück.

„Nun, wo sind sie?" fragte der Vater mit noch finsterer Miene.

„Ich — das heißt — ich glaube, ja — ich denke, ich habe sie," stotterte die Frau, als sie endlich ein Päckchen Briefe aus der Tasche zog und sich anschickte, ihm solche zu überreichen.

Was Klara betraf, so begann sie zu weinen, als sei das Ende der Welt gekommen; auch war sie fest überzeugt, sterben zu müssen, falls ihr Papa seinen grausamen Entschluß, sie von ihrem Rudolf zu trennen, ausführen würde.

Herr Richter beeilte sich inzwischen nicht, das ihm dargereichte Bündel in Empfang zu nehmen, sondern fragte nur, wie viele Briefe es wären?

„Sechs," antwortete Frau Richter, solche wie unabsichtlich mit der Hand bedeckend.

„Sechs Briefe — sechs Mittel der Arglist!" sagte der entrüstete Vater: „ich mag sie gar nicht ansehen, und mir an dem Gekritzel die Augen verderben — zudem habe ich meine Brille verlegt und kann sie nicht finden — bitte, liebe Frau, lies mir vor!"

Als Frau Richter sich auf diese Art das Amt der Vorleserin übertragen sah — wo die Brille ihres Mannes sich befand, wußte nur sie — da spiegelte ein seltsames Lächeln einen Augenblick um ihre Lippen; dann beeilte sie sich, dem Wunsche ihres Gatten Folge zu geben.

Aber während sie nun las, wurde sie durch unaufhörliche Bemerkungen ihres Gatten unterbrochen, besonders bei Stellen, auf welche sie einen besonderen Nachdruck legte.

„Hamburg den 23. April," begann sie.

„Wie?" unterbrach sie sogleich Herr Richter, „ist dies das Datum des ersten Briefes? — Heute sind wir im Oktober, Klara hat uns also ein volles halbes Jahr hintergangen!"

Frau Richter beachtete diesen Einwurf nicht weiter und fuhr zu lesen fort: „Vom ersten Augenblicke, als meine Augen auf Dich fielen, betete ich Dich an, und ich schätzte mich glücklich, den Boden küssen zu können, den Deine Füße betraten!"

„Halt einen Augenblick," fiel Herr Richter ein, „man muß sich wahrlich ein wenig sammeln, um diesen lächerlichen Schwulst, diesen offenbaren Unsinn ertragen zu können!"

Jedes Wort betonend las Frau Richter weiter: „Dein Lächeln hat mich bezaubert und ich fühle die Kraft in mir, Dir ein glückliches Los zu bereiten, wenn ich Dich anfangs auch nicht auf Rosen betten kann."

„Der Mensch ist rein verrückt," warf Herr Richter dazwischen; „er spricht nur von der Zukunft und denkt nicht daran, daß man mit leeren Hoffnungen keine Familie ernähren kann! Ein vernünftiger Mann wird erst dann einem Mädchen Heiratsanträge machen, wenn er ihr eine gesicherte Existenz zu bieten im stande ist. — Nun, liebe Frau, fahren wir fort!"

Und Frau Richter las im vorigen Tone weiter:

„Laß mich mit glühenden Worten das Lob Deiner unübertroffenen, unbeschreiblichen Schönheit aussprechen, der Anmut und holden Grazie des lieblichsten Wesens, das meine Augen je sahen!"

„Herr Du mein Gott, welche grenzenlose, unsinnige Uebertreibung! Ich weiß gar nicht, was es jetzt für junge Leute giebt, aber das kann ich Dir sagen, Klara, daß zu meiner Zeit man sich solcher Albernheiten geschämt hätte."

— „Ich muß von Dir hören oder sterben!"

„Meiner Treu, es ist so klar wie die Sonne, der Mensch ist vollständig verrückt!"

Und der Kaufherr ließ fast erschrocken den vor Erstaunen erhobenen Arm sinken, schüttelte den Kopf und betrachtete Klara mit höchst mißbilligender Miene, bevor er seine Gattin ersuchte, weiter zu lesen. Frau Richter fuhr nun fort.

„Derselbe Blödsinn," meinte Herr Richter in seiner unbarmherzigen Kritik; „es muß Dir schwer werden, dieses elende Zeug weiter vorzulesen. Du bist jetzt bei Nummer drei, nicht wahr? Was nennt dieser allerliebste Bursche unsere Tochter? Einen Engel — wie alt und abgeschmackt! Doch bitte, wiederhole die letzten Worte, die mir etwas unklar waren."

— „Diejenigen," las Frau Richter mit erhöhter Stimme, „welche mir verbieten, mich Dir zu nahen, können nur den einzigen Grund für unsere Trennung gegen mich vorbringen, daß ich arm bin, denn ich bin von guter Familie, unermüdlich in meinen Bemühungen, emporzukommen, und liebe Dich von ganzem Herzen. Ich beschwöre Dich deshalb, meine teuerste Klara, lieber das Schwerste zu erdulden, als ihnen zu gestatten, Dich der Anbetung des goldenen Kalbes zu opfern, Dich mit anderen Worten gleich einer Sklavin zu verkaufen!"

„Beim Himmel! Mädchen," rief Herr Richter jetzt aufs höchste entrüstet seiner abseits sitzenden Tochter zu. „Dieser Mensch erlaubt sich ungeheure Unverschämtheiten gegen Deine Eltern!"

„Ich erinnere mich nicht, daß Rudolf je Derartiges gesagt oder geschrieben hat," sagte Klara ganz unbefangen, „er wußte ja noch nicht einmal, daß Du Deine Einwilligung versagen würdest."

Der Vater schüttelte den Kopf energischer als je, blickte sie erzürnt an, murmelte etwas von „erbärmlichen Ausflüchten" und hörte dann, ohne eine weitere Bemerkung zu machen, auf seine eheliche Vorleserin. Als Frau Richter jedoch mit besonderem Ausdrucke die letzte Seite des letzten Briefes gelesen, sprang er plötzlich wie von einer Natter gestochen empor.

„Schändlich," rief er, „ich will sofort zu diesem Elenden gehen und ihn zur Rechenschaft ziehen. Auf mein Wort, ich werde ihn den Gerichten überliefern! Also darauf war es abgesehen. Der saubere Herr Musiklehrer will Dich entführen? — Wahrhaftig, ich schäme mich, eine Tochter zu haben, der man solche Anträge zu stellen wagt! — Wo ist mein Hut? — Friedrich! Wo steckt der faule Schlingel? Heda, eine Droschke, ich —"

Doch in diesem Augenblicke ergriff Frau Richter seinen rechten und Klara seinen linken Arm.

„Aber Papa, was ficht Dich denn nur an?" rief die Tochter, „Rudolf hat nie gewagt, mir solch entsetzliche Dinge vorzuschlagen! Laß mich doch einmal den Brief sehen — o, ich dachte es mir wohl, dies ist ja gar nicht Rudolfs Handschrift! Bitte, siehe doch nur: das Datum ist ja zwanzig Jahre alt und Rudolf heißt doch nicht Heinrich? Papa, Papa, Du hast ja Deine eigenen, vor zwanzig Jahren an Mama geschriebenen Liebesbriefe vorlesen hören!"

Herr Richter warf einen hastigen Blick auf die ihm vorgehaltenen Zeilen, erkannte seine Handschrift, wurde außerordentlich rot im Gesicht und sank dann, vor Erstaunen der Sprache beraubt, mit erschrockener Miene in seinen Lehnsessel zurück.

„Wie war denn die— dieser Irrtum möglich?" fragte er nach einer längeren Pause, sich an seine Gattin wendend und sorgfältig den Blicken der Tochter ausweichend.

Die erstere hatte sich in eine Ecke des Zimmers zurückgezogen, hielt ihr Taschentuch vor die Augen und schluchzte: „Du weißt, Heinrich, es ist so lange her und wir haben uns beide so bedeutend verändert, daß ich glaubte, Du könntest Dich nicht mehr genau erinnern, wie sehr unglücklich auch wir waren, als meine Eltern nichts von einer Verbindung mit Dir wissen wollten und wie wir, da wir nicht von einander lassen konnten, zuletzt keinen andern Ausweg mehr sahen, als . . ."

Der Kaufherr räusperte sich gewaltig und rief: „Genug! Ich sehe, das Ganze läuft auf eine erbärmliche Mystifikation hinaus. Sei so gut, Klara, und lasse uns einen Augenblick allein."

Das Mädchen gehorchte, indem sie einen besorgten Blick nach der Mutter zurückwarf, die unbeweglich dastand wie eine Bildsäule.

Frau Richter kannte ihren Gatten genau. Sie wußte, daß er sich innerlich schämte, daß ihr Mittel also insoferne seinen Zweck nicht verfehlt hatte, als ihr Gemahl sein Unrecht einsehen mußte. Allein sie wußte auch, daß sie seiner Eigenliebe einen empfindlichen Stoß durch die Täuschung, der er zum Opfer gefallen, versetzt hatte und daß sie ihm eine goldene Rückzugsbrücke bauen mußte, um ihr Ziel, die Vereinigung des jungen Paares, wirklich zu erreichen.

Die Unterredung, welche die beiden Ehegatten nun führten, dauerte sehr lange, und Klara, welche, wie alle jungen Mädchen in dieser Situation an der Thüre einige Trostesworte über ihr zukünftiges Glück zu erlauschen hoffte, hörte nur, wie ihr Vater auf die Vorstellungen der Mama erst rauh und abstoßend antwortete, wie aber die letztere dann wärmer und dringender sprach, und wie zuletzt auch der Vater allmählich aus dem brummigen Ton herauskam und zuletzt gar — die kleine Hor-

cherin bebte zusammen in namenloser Freude — in ein herzliches Lachen ausbrach. Offenbar hatte er schon so viel Unbefangenheit wieder gewonnen, um auf die Rolle, welche er bei der kleinen Intrigue gespielt, mit Humor zurückzublicken. Dem jungen Mädchen aber sagte ein untrüglicher Instinkt, daß damit eine Krisis, eine für ihre Wünsche günstige Krisis in der Stimmung ihres Vaters eingetreten sei. —

Am nächsten Mittag vernahm sie das endgiltige Resultat der elterlichen Konferenz, und wie glücklich war sie, die Bestätigung zu vernehmen, daß Rudolf Gnade gefunden hatte vor ihres Vaters Augen. Dieser hatte in aller Frühe verschiedene Gänge in der Stadt gemacht und sich über Rudolf des Näheren erkundigt.

Die Auskunft, welche er über den jungen Künstler empfing, war derartig gewesen, daß Herr Richter beschloß, ein Auge zuzudrücken und an Stelle des reichen, einflußreichen und angesehenen Schwiegersohnes, von dem er einst für seine Klara geträumt, einen mittellosen, aber tüchtigen Künstler zu acceptieren. — Er stellte jedoch die Bedingung, daß der junge Mann sich zuvor eine feste Anstellung an einem Konservatorium verschaffe, und durch die Bekanntschaften des reichen Kaufherrn gelang dies dem tüchtigen Musiker auch bald.

Klara und Rudolf wurden bald ein Paar. „Und wem verdanken wir dies?" fragte die reizende Braut am Hochzeitstag; „niemanden als meiner lieben Mama, die mit feiner List den Widerstand des Vaters gebrochen und das Mittel zu unserer Vereinigung gefunden hat!"

Aus dem Reich der Mitte.

Jüngst hielt in Wien Herr P. Zeno Möltner, Missionarius Apostolicus in der Provinz Nord-Schantong in China, einen Vortrag über China, chinesische Sitten und Gebräuche, welcher als von einem der wenigen Europäer kommend, die im Innern Chinas lebten — (P. Möltner ist vierzehn Jahre im Innern Chinas thätig) — Veröffentlichung verdient. Was er sagte, war bisher nicht allgemein bekannt und zeigt uns vieles in ganz anderem Lichte, als es von China-Reisenden vielfach geschildert wird. P. Zeno Möltner, der die Kleidung eines chinesischen Landbewohners trägt, ist der dortigen Sprache vollkommen mächtig und hat sich während seines langjährigen Aufenthaltes in die Verhältnisse der Bewohner dieses konservativen Reiches so hineinzuleben verstanden, daß es ihm dadurch möglich wurde, tief in den Volkscharakter der Chinesen einzudringen, was vorher wohl nur sehr wenigen Europäern gelungen sein dürfte. P. Möltner drückte sich während seines Vortrages wiederholt äußerst lobend über die Regierung und deren Organe in China aus, die den Missionären kräftigen Schutz angedeihen lassen und diesen sogar den Rang von Mandarinen erteilt haben. Die Chinesen sind, ebenso wie sie geographisch unsere Gegenfüßler sind, so auch in der Denkungs- und Handlungsweise von uns ganz verschieden. Der Chinese kommt auf Gedanken, die uns nie einfallen würden. Er kann zum Beispiel, wenn er erzählt, welch' grausamen Todes seine nächsten Verwandten starben, lachen. Eine Braut, die an ihrem Hochzeitstage nicht weinen und jammern würde, sähe er als gefühllos an. Wenn wir sagen: „Wie geht es Ihnen?" sagt der Chinese: „Haben Sie schon gegessen?" Während wir beim Abschiede sagen: „Leben Sie wohl!" sagt der Chinese: „Gehen Sie nur langsam, ich kann Sie nicht begleiten!" Bei Besuchen erkundigt sich der Chinese nicht nur nach dem Alter, dem Geschäfte, dem Stande und dem jährlichen Einkommen des Besuchers, sondern er stellt auch solche Fragen, die wir als höchst unverschämt bezeichnen würden, z. B. nach dem Nebenerwerb „auf kleinen Wegen," worunter er Betrug und Gaunereien versteht. — Doch lassen wir den Missionär selbst sprechen: „Tritt man in die Wohnung eines Chinesen ein, so darf man die Kopfbedeckung nicht abnehmen, denn es wäre unehrerbietig, entblößt zu erscheinen, und auch der Chinese bedeckt den Kopf, ehe er einen Besuch empfängt. Der Gast bekommt den Ehrenplatz an der linken Seite und reicht ihm der Chinese etwas, so geschieht es immer mit beiden Händen. Das Wichtigste im Empfangszimmer, worauf der Chinese immer mit Stolz weist, ist dessen Totenbahre. Als bei uns im nächsten Vicariat Schantong der hochwürdige Bischof das fünfundzwanzigjährige Jubiläum feierte, bekam er von den chinesischen katholischen Priestern und den chinesischen Christen eine Totenbahre als Ausdruck der höchsten Verehrung zum Geschenke. Das Speisen geschieht immer mit Geräusch, so daß starke Laute bei der Arbeit des Verschluckens, des Verdauens und des Verkauens nicht als unhöflich, sondern als die Blüte der Höflichkeit gegen den Gastgeber gelten, der sich dankbar erweist und hocherfreut ist, wenn man durch ein recht kräftiges Aufstoßen sich bemerkbar macht. Die gewöhnlichen Speisen bei Tafel sind Schweinefleisch, Ziegenfleisch, Hühner, Gemüse und Fische. Besondere Leckerbissen sind im Süden Mäuse und Ratten. Im Norden, so z. B. in der Provinz Schantong, sind besondere Leckerbissen die Puppen von den Seidenraupen, Flossen von Fischen, verschiedene Gattungen von Schildkröteneiern, Bambusrinde und Enteneier, die man monatelang in feuchtem Lehm liegen läßt und dann roh verspeist. Infolge der Unvollkommenheit der Eßwerkzeuge erscheinen die Speisen immer zerkleinert auf dem Tische, das Fleisch in Würfeln oder in Nudelform, die Früchte zerschnitten, das Gemüse in kleinen Häufchen. Man benützt nicht Messer und Gabel, sondern Stäbchen, die bei Wohlhabenderen aus Elfenbein, bei Aermeren aus Holz sind. Beim Essen von Reis oder halbflüssigen Sachen dienen die Stäbchen nur als Nachhilfe, indem man die Ränder des Geschirres an den Mund setzt und mit dem Stäbchen die Nahrung nachschiebt. — Die Kleidung der Chinesen ist verschieden. Den Rang der Mandarinen, Statthalter u. s. w. erkennt man an den verschiedenen Farben des Knopfes auf dem Hute. — Statt der Staatsuniform, Goldborten u. s. w. trägt der Chinese auf der Brust und dem Rücken ein gesticktes Tier. Die Feder des Mandarins wird nicht aufrecht getragen, sondern hängt rückwärts herab. Nicht nur Frauen, sondern auch Herren schmücken sich mit Armbändern. Handschuhe kennt man nicht. Dafür hat man lange Aermel, die im Winter auch als Muff dienen und auch als Taschen verwendet werden, denn die Kleidung hat keine Taschen.

Der Tabakbau ist frei, jeder kann Tabak pflanzen. Um vier bis fünf Kreuzer bekommt man ein Pfund niederer Sorte, um acht bis neun Kreuzer gute Sorten. Sowohl Damen als Herren rauchen. Beide Geschlechter bedienen sich der Fächer, auch die ärmsten Leute, und man sieht manchen Chinesen in Fetzen auf den Feldern liegen, aber er hat einen Fächer, mit dem er sich im Schatten Luft zufächelt. Die mandeläugigen Schönen verkrüppeln sich bekanntlich die Füße, und zwar derartig, daß z. B. ein Schuh einer noblen Dame kaum sieben bis acht Centimeter lang ist. Das Verkrüppeln der Füße geschieht in der Weise, daß nur die Daumenzehe gradeaus bleibt, indeß die anderen Zehen abwärts gedrückt werden und der Fuß so zusammengepreßt wird. Die Frauen gehen infolge dessen auch nicht wie wir, sondern balancieren; sie können auch nicht stille stehen, sondern müssen sich immer irgendwo anlehnen. Die Schuhe werden von den Frauen immer, auch des Nachts getragen. Die Frau in China gilt nur als Sklavin, die — mit Ausnahme in den Kreisen der höchsten Aristokratie — durch ihren Nebenverdienst die Kleidung für sich selbst, ihre Kinder und ihren Mann schaffen muß. Sie bekommt drei bis vier Pfund Baumwolle, bindet den Faden, webt das Tuch und verkauft es auf dem Markte, worauf sie von dem Erlöse wieder Baumwolle kauft, weiter arbeitet und so nach und nach die ganze Kleidung herausschlägt. Wehe ihr, wenn sie diese Pflicht nicht erfüllen kann oder sich sonst eine kleine Vernachlässigung zu schulden kommen läßt, sie muß körperliche Züchtigungen erdulden, deren Spuren sie ihr Leben lang trägt. Der Mann kann sie töten, ohne von dem Gerichte belangt zu werden. Das Höchste, was die Partei der Frau, wenn diese wohlhabende Eltern hat, erreichen kann, ist, daß die getötete Frau ein anständiges Begräbnis erhält. In China sieht man die elendesten Existenzen, den äußersten Kampf um das nackte Leben und diese armen Leute genießen auch den Trost der Religion nicht. Das Aussetzen der Kinder kommt massenhaft vor. Oft und oft sieht man Krüppel, kranke, auch gesunde Kinder herumliegen und niemand kümmert sich um sie. Nicht daß die Chinesen kein Mitleid hätten, sie lieben auch ihre Kleinen, aber sie sind an solche Zustände gewöhnt, sie setzen ihre Kinder nicht aus Grausamkeit aus, sondern sind aus Not fast gezwungen, solches zu thun. Sie heiraten schon in den jüngsten Jahren, im Alter von fünfzehn bis sechzehn, ja von dreizehn Jahren und alles heiratet. Es giebt dort in manchem Hause sechs Generationen. Wenn die Chinesen die Kinder, welche sie nicht erhalten können, nicht aussetzen, so verhungern diese zu Hause. Die hungrigen Kinder kommen in Scharen zu uns Missionären, besonders wenn ein Mißjahr eintritt. In China wird alles mögliche zu Mehl gemahlen, die Fisolen-Hülsen, die Blätter, Stengel, Kleie u. s. w. und mit etwas gutem Mehle gemischt, das ist dann die Kost. Ein Absud von Hirse dient als Getränk. Im Winter 1889—1890 war die Not schauderhaft. Ich habe damals in zwei Monaten dreihundert ausgesetzte Kinder aufgenommen. Ich habe dann dem Bischof berichtet, daß ich so viele Kinder zu ernähren habe, worauf er mir schrieb, ich dürfe keine mehr aufnehmen, weil es so auch in den anderen Gegenden sei.

Der Gefühlssinn der Chinesen ist ein ganz anderer, als der unsere. So z. B. kann man kleine Kinder, die auf dem Arme getragen werden, leblos ohne Bewegung stundenlang liegen sehen. Auch wenn sie erwachsen sind, sitzen sie noch stundenlang wie aus Wachs, ohne zu spielen. Sie sind auch in der Schule ganz ruhig. Der Lehrer sitzt in einer Ecke des Zimmers und wenn er einen Schüler ruft, so darf ihn dieser nicht ansehen, sondern muß mit dem Rücken gegen ihn stehen. — Auffallend zähe sind die Chinesen im Ertragen physischer Schmerzen. Man sieht dies besonders an Verbrechern, an denen Torturen angewendet werden, z. B. Aufhängen an den Daumen und Zehen, Knieen auf glühenden Ketten, Sitzen auf glühenden Platten, Zerschlagen der Gelenke, Tragen eines Holzblockes am Halse. Diese Schmerzen können die Chinesen tage-, ja wochenlang aushalten, ohne einen Wehelaut auszustoßen. Ich habe auch gesehen, mit welcher Barbarei Häscher mit eingefangenen Verbrechern umgehen; so zum Beispiel hatte ein Häscher die Fesseln vergessen und nagelte daher die Verbrecher mit der Hand an den Wagen. Ich habe achtundzwanzig Verbrecher gesehen, denen man mit dem Messer das Schlüsselbein durchstach, eiserne Ketten durchzog und so zwei und zwei zusammenhing. Meist stirbt der Verbrecher schon unter Bambushieben oder er wird absichtlich zum Krüppel geschlagen, indem man ihm mit eisernen Hämmern die Gelenke zerschlägt. Ist einer ein unverbesserlicher Dieb, so kann er sich auf die strengste Strafe gefaßt machen. Will man ihm noch das Leben lassen, so sticht man ihm die Augen aus und zerschneidet ihm die Fußsehnen, so daß er weder sehen noch gehen kann. In manchen Gegenden wird der Dieb lebendig verbrannt. Seine Verwandten zwingt man, ein Dokument auszustellen, wonach sie mit dieser Strafe einverstanden sind, und sie müssen selbst den Scheiterhaufen anzünden.

(Schluß folgt.)



Unverhoffte Jagdbeute. Der Kurzwarenhändler Leimpichler will vor aller Welt als gewaltiger Nimrod gelten, und ehe die Jagd-Saison ihren eigentlichen Anfang nimmt, hat er seinen Jagdschein gelöst und sein Jagdzeug fein säuberlich in Ordnung gebracht. Am Stammtisch in der „goldenen Traube," wo der kühne Jäger seine edlen Waidmannsthaten allemal zum besten gibt, wird freilich behauptet, er hätte weder einem Hasen noch einem Rebhuhne je im Leben wehe gethan, und das Wild, das er seiner Frau Liebsten in der neuen, gestickten Waidtasche als Jagdbeute nach Hause bringt, stamme aus der Wildprethandlung „zum goldenen Damhirsch." Herr Leimpichler konnte die Zeit kaum erwarten, „wo's wieder auf die Hühner losgeht." Endlich ist der ersehnte Augenblick gekommen und Leimpichler, der selbstredend auch Pächter eines Jagdrevieres ist, beschließt, diesem seinen ersten Besuch abzustatten. Bewaffnet mit einem kostbaren „Lancaster," in Begleitung seines „treuen Karos" — der Schrecken aller Jäger — wird bei glühender Hitze die erste Nachschau

im Revier abgehalten. Die ungewohnte Strapaze, die senkrecht auf Leimpichler fallenden Sonnenstrahlen, wirken auf ihn so ermüdend, daß er der Versuchung unter der schattigen Rotbuche ein Schläfchen zu machen, nicht widerstehen kann. Während der sanfte Schlaf den erschöpften Nimrod überfällt, empfindet der „brave“ Karo das Bedürfnis, auf eigene Faust zu jagen. Er ist glücklicher als sein Herr. Nach kurzem Herumrevieren stößt er auf ein Häslein im Lager, das gleich dem Jagdbesitzer sich der süßen Mittagsruhe hingab. Ein Satz — und ehe Meister Lampe an einen Fluchtversuch denken konnte — ward er auch schon vom „braven“ Karo gefaßt und abgewürgt. Mit sichtlichem Stolze apportiert Karo den abgewürgten Hasen seinem Herrn, der plötzlich erwacht, kaum seinen Augen über das seltene Jagdglück zu trauen vermag. Der „brave“ Karo wird natürlich belobt und der Hase wandert mit inniger Befriedigung in die gestickte Jagdtasche, ist er doch das erste Stück Wild, das Herr Leimpichler — — — selbst erlegt hat. K. St.

Das Nagoldthal im württembergischen Schwarzwald. Fehlt auch dem nördlichen Schwarzwald das Wilde, Gigantische, das den südlichen Teil auszeichnet, sind auch die Berge nicht so hoch, die Thalschluchten so eng und tief, die Wässerlein so reißend, so fehlt es doch nicht an zahlreichen, landschaftlichen Reizen. Die Nagold ist eine Zwillingsschwester der Enz. Ueber 800 Meter hoch steht bei Urnagold ein altes, unansehnliches Kirchlein; links davon entspringt die Enz, rechts die Nagold. Zuerst fließt die Nagold östlich, an Altensteig vorbei und scheint direkt in den Neckar fallen zu wollen; bei der Oberamtsstadt Nagold biegt sie aber plötzlich nach Norden um. In dem Winkel liegen auf dem Schloßberge die malerischen Ruinen von Hohen-Nagold. In der Nähe des hoch gelegenen Bahnhofs steht das neue Lehrerseminar, ein Prachtbau von riesigen Dimensionen, der aber wegen seiner modernen Formen nicht recht in die Schwarzwaldlandschaft passen will. Unterhalb Nagold berührt der Fluß das Städtchen Wildberg, unter dessen Schloßruinen die Bahn in einem Tunnel durchführt. Bei der Station Teinach öffnet sich, von Westen kommend, ein reizendes Seitenthälchen, durch welches die Straße nach dem kgl. Bade Teinach führt. Das „Teinacher Wasser“ ist ein sehr beliebtes, weitverbreitetes Tafelgetränk. Hoch über dem Orte erheben sich die ehrwürdigen Ruinen der Burg Zavelstein, zu der namentlich zur Zeit der Krokusblüte Hunderte von Fremden wallfahrten. Der Ort Zavelstein ist das kleinste Städtchen Württembergs mit nur 300 Einwohnern. Die Nagold weiter verfolgend kommen wir an Kentheim vorbei, wo sich die älteste Kirche Württembergs befindet, nach Calw. Calw trägt heute noch in manchem den Charakter einer alten Reichsstadt. Es zeichnet sich durch bedeutende Gewerbthätigkeit aus. Wenige Kilometer abwärts bespülen die Wasser des Flüßchens die heute noch großartigen Ruinen des Klosters Hirsau, das von Melac verbrannt wurde. Unser Bild zeigt links einen der herrlichen Kreuzgänge mit dem noch erhaltenen Turm der Peter- und Paulskirche im Hintergrund, rechts die ausgebrannte ehemalige Prälatur, aus deren Innerem die vielbesungene Ulme sich über die Giebel erhebt. Ueberaus malerisch nimmt sich die Burg hoch oben über Liebenzell aus. In dem viereckigen Turm aus rotem Sandstein haust der Sage nach der Riese Erkinger, ein Menschenfresser, der den Bauern im Schwarzwald ihre Bräute geraubt und verzehrt haben soll. Auch Liebenzell ist ein Badeort, jedoch nicht so berühmt wie Wildbad im Enzthal. Seine Thermen besitzen aber doch noch eine Naturwärme von 23—27° C. Bei Pforzheim vereinigt sich die Nagold mit der Enz. Was den Aufenthalt in diesem Schwarzwaldthal besonders angenehm macht, ist die gesunde Luft, das köstliche Wasser, der herrliche Wald und die idyllischen Seitenthälchen, die sich rechts und links wie z. B. das Kolbachthal in das Hauptthal öffnen. G. K.



Stefan Stambuloff †. (Mit Text.)

Stefan Stambuloff †. In nebenstehendem Bilde führen wir unseren Lesern das Porträt dieses bulgarischen Staatsmannes vor Augen. Derselbe wurde am 15. Juli abends in Sofia bei seiner Heimfahrt von drei Männern überfallen, aus dem Wagen gerissen und am Kopf und den Armen so schwer verwundet, daß ihm beide Arme amputiert werden mußten, und er bereits am 18. Juli in der Frühe im besten Mannesalter verschieden ist. Stambuloff ist 1853 in Tirnowa geboren, studierte in Rußland die Rechte, mußte 1875 nach einem gescheiterten Aufstande gegen die Türken nach Bukarest fliehen, nahm 1877—78 als Freiwilliger am russisch-türkischen Kriege teil, ließ sich darauf in Tirnowa als Advokat nieder und ward Mitglied und bald darauf Präsident der Sobranje (Abgeordnetenkammer). Nach dem Attentat gegen den Fürsten Alexander und nach dessen Abdankung wurde er Regent. Er setzte auch im Jahre 1887 die Wahl des jetzigen Regenten Prinzen Ferdinand durch und trat dann an die Spitze des Ministeriums, welchen Posten er bis zu seiner Entlassung am 30. Mai 1894 inne hatte.

ALLERLEI.

Wirksame Drohung. Ein Vagabund wird bei strenger Kälte von einem Gendarmen abgefaßt, und die Erwartung, in ein warmes Logis zu kommen, stimmt denselben so heiter, daß er zu pfeifen anfängt. — „Sie, Männeken,“ sagt der Gendarm zu seinem Arrestanten, „wenn Sie sich nicht ruhig verhalten, lasse ich Sie gleich wieder laufen!“ (Lustige Blätter.)

Sprachvermengung. „Haben Sie gelesen, ein Herr Grünbaum hat ein Fräulein Grünwald geheiratet? Was denken Sie von einem so merkwürdigen Zusammentreffen?“ — „Nichts weiter, als daß man auch da bald den Wald vor lauter Bäumen nicht mehr sehen wird.“ (Puck.)

Petrarcas Laura. Sie hieß Laura de Noves und war in Avignon 1308 geboren. Audibert de Noves war ihr Vater; sie wurde an Hugo de Sades, Herrn Saumare, verheiratet. Ihr Geist, ihre Tugend, Schönheit und Grazie unterwarfen ihr alle Herzen. Petrarca machte in Avignon ihre Bekanntschaft; er liebte sie platonisch durch 20 Jahre, und sein Lebensrest von 10 Jahren nach ihrem Tode war einzig in Liedern und Erinnerungen der Unvergeßlichen geweiht. Er schrieb 318 Sonetten und 88 Lieder auf sie. Laura gehörte zu den Damen des sog. Cour d'amour — so nannte sich eine Damenversammlung, deren Verein lauter galante Gegenstände verhandelte, und gar strenge über kleine verliebte Zwiste u. dgl. Gericht hielt. Laura starb zu Avignon, 40 Jahre alt, an der Pest, 1348, und wurde bei den Franziskanern begraben. K. St.

Ein treffendes Bild. August der Starke, König von Polen und Kurfürst von Sachsen beklagte sich einmal bei Tafel über den winzigen Ertrag der Verbrauchssteuern. Da nahm sein Adjutant, der Freiherr von Kyaw, aus einem der Weinkühler ein Stück Eis, drückte es seinem Nachbar in die Hand und bat ihn, es weiter zu geben, bis es zum Kurfürsten gelange. Natürlich kam es zu diesem in sehr verminderter Gestalt. „Da sehen Ew. Majestät,“ rief Kyaw, „wie die Accise zu Wasser wird, wenn sie durch die warmen Hände von dero Minister passiert“ — Ein anderes Mal forderte August Kyaw bei Tafel auf, den Mundschenk zu machen, und ließ ihm zu diesem Zweck als etwas Auserlesenes einige Flaschen Ungar-Ausbruch reichen. — Kyaw stellte seines Herrn Pokal in die Mitte und rings herum die Gläser der Minister und Geheimräte nach der Rangordnung, um die er wieder eine Anzahl kleinere gruppierte. Diese begann er nun zuerst zu füllen, dann die größeren, bis er für den Pokal des Landesherrn nur noch ein Weniges übrig hatte. — „Was soll das bedeuten?“ fragte August. — „Ein Bild von Eurer Majestät Verwaltung der Landeseinkünfte!“ war die Antwort seines Generaladjutanten. E. K.

Salatsäen im Spätherbste. Um für kommendes Jahr möglichst frühzeitig Salat zu ernten, ist eine Aussaat vor Winter gut. Der Same geht dann gewöhnlich um einige Wochen früher auf, als wenn er erst im Frühjahr gesät wird. (Ill. nützl. Blätter.)

Erstes Gebot für Baumzüchter! Pflanze die Bäume in einen guten, fruchtbaren Boden; nassen Grund drainiere, steinigen und festen rigole, je tiefer, desto besser. Wähle nur Sorten, welche für Deine Gegend erfahrungsgemäß passen, und pflanze nicht zu vielerlei derselben. — Kaufe junge, kräftige Bäume aus guten, freigelegenen Baumschulen, und sehe auf gut entwickelte, weitverzweigte Wurzeln, einen gesunden, kräftigen Stamm und eine gut gezogene Krone. — Pflanze keine Bäume aus dem Walde, sie sind nicht wert, gesetzt zu werden

Eingelegte Zwetschgen in Honig. Schöne große Zwetschgen hält man in einem Siebe einen Augenblick ins kochende Wasser, schält dieselben und legt sie in kaltes Wasser. Man bereitet ein Honigfruchtwasser, indem man auf ½ Kilo Früchte 125 Gramm Honig und ein Liter Wasser sieden läßt und die erhaltene Flüssigkeit durch ein leinenes Tuch filtriert. Weiter bedarf man geläuterten Honig. Man mische für diesen Zweck einen Teil Wasser und zwei Teile Honig, bringe beides in einem kupfernen oder irdenen Gefäße zum Kochen, filtriere es einige Male und so lange durch feuchte Leinentücher, bis die Masse klar abläuft. Hierauf legt man die Pflaumen 5 Minuten in kochendes Wasser, giebt dann auf 1 Kilo geschälte Zwetschgen 125 Gramm geläuterten Honig und ½ Liter Zwetschgen-Fruchtwasser in ein Kochgefäß, läßt es einige Male aufkochen, füllt Zwetschgen und Saft so in die Einmachgläser, daß erstere bedeckt sind, verschließt die Gläser luftdicht und hebt sie an einem kühlen, trockenen Orte bis zum Gebrauche auf.

Buchstabenrätsel.

A	A	A	B	C
D	D	E	E	E
É	H	L	M	M
M	N	N	O	O
R	R	S	S	U

Die Buchstaben in vorstehender Figur sind so umzustellen, daß fünf Wörter von folgenden Bezeichnungen entstehen: 1) Ein Prophet. 2) Ein französischer Opernkomponist. 3) Ein deutscher Bundesstaat. 4) Ein russisches Gouvernement. 5) Eine Stadt im französischen Departement Lot-et-Garonne. Sind die Wörter richtig gefunden, so ergeben die beiden Diagonalen zwei neue Wörter, und bezeichnen, von links nach rechts, einen Bordeaux-Wein, von rechts nach links ein Negerland in Afrika. P. Klein.

Auflösung des Logogriphs in voriger Nummer:

Metz, Petz, Hetz, Netz.

Logogriph.

Zu essen es, däucht Vielen ein Genuß;
Zum Affen wird's mit andrem Kopf und Fuß! E. N.

Auflösung.

Li	ter
Ma	ma

Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.